

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1837

10 (26.2.1837)



Der Granatbaum

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 10.

Behnter Jahrgang.

1837.

Der Granatbaum.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. X.

Der Granatapfel gehört unter die edlen Südfrüchte, und ist in den wärmern Ländern, wo er wild wächst, wegen seines erquickenden Saftes als eine labende Frucht, bei uns aber wegen seiner prächtigen Blüthe, als eine Zierde der Gärten, bekannt und hochgeschätzt. Die ersten Bäume kamen wahrscheinlich aus der Gegend von Carthago, in Afrika, nach Italien, und wurden hernach weiter im südlichen Europa verbreitet. Daher führten sie bei den alten Römern den Namen mala punica d. h. punische Äpfel. Der Granatbaum wächst vorzüglich in der Barbarei, in Aegypten, Syrien, Persien, Spanien und Portugal, im südlichen Frankreich und Italien. Auch soll er hin und wieder sogar im Oestreichischen und der Schweiz angetroffen werden. Bei uns zieht man ihn zwar häufig seinen schönen Blumen wegen, aber nur in Gefäßen, die den Winter über in Gewächshäuser gebracht werden. Vermuthlich würde er auch, wenigstens bei gelinden Wintern im Freien aushalten, wenn man junge Stämme nach und nach daran gewöhnte; bei strenger Kälte könnte man ihm eine Bedeckung geben. In der Pfalz sind Versuche dieser Art recht gut gelungen.

In der Wildniß hat der Granatbaum bei weitem das schöne Ansehen nicht, als wenn er sorgfältig gezogen wird; er wächst alsdann mehr strauchartig, schlägt Zweige von unten auf, und erreicht nur eine Höhe von 8 bis 10 Fuß. Durch Kultur zieht man Bäume, welche wohl 18 bis 20 Fuß hoch werden, einen ziemlich geraden Stamm, und oben eine ausnehmend schöne Krone bilden.

Der Stamm ist knorrig, höckerig, rauh, und mag höchstens einen Fuß dick werden. Die kleinern Zweige sind röthlich; eben so die Stiele der Blätter; die Blätter selbst gleichen den Myrthenblättern von mittlerer Größe. Sie sind länglich, glatt, glänzend und von gelblich grüner Farbe. Im Winter fallen sie ab. Die prächtigen scharlachrothen Blüthen kommen mehrentheils einzeln aus den Winkeln der Zweige, doch in so großer Menge hervor, daß der Baum oft ganz bedeckt ist. Sie haben einen dicken, fleischigen, hochrothen und auf dem Fruchtknoten sitzenden Kelch von glockenförmiger Gestalt. Dieser ist oben durch fünf Einschnitte getheilt, und schließt die fünfblätterigen Blumenkronen mit vielen (zwanzig) Staubgefäßen ein. Nach Linnéischer Eintheilung gehört der Granatbaum in die zwölfte Klasse (Icosandria zwanzigmannige). Die Frucht gleicht, der Rundung nach, einem gemeinen Apfel. Oberwärts stehen noch, in etwas veränderter Gestalt, die fünf Abschnitte vom Kelche; von da laufen herabwärts nach dem Stiele mehrere Vertiefungen, welche die Fächer anzeigen, in welche das Innere des Apfels getheilt ist, und deren man gewöhnlich neun zählen soll. Anfangs sieht der Apfel äußerlich grün aus; hernach fängt er an oben gelblichroth zu werden, welche Farbe nach und nach die ganze Oberfläche einnimmt. Zur Zeit der völligen Reife, sieht er äußerlich lichtbraun, innerlich gelblich aus. Fig. 4. zeigt einen reifen Granatapfel quer durchschnitten mit seinen Fächern und darin enthaltenen vielen Samen. Die Samenkörner sind in einer rothen saftigen Blase eingeschlossen, und schmecken scharf und herbe, wenn man sie in den Mund nimmt. Das schwammige Fleisch, worin die Samen liegen, ist fast lauter Saft, der nach Beschaffenheit der Art einen verschiedenen Geschmack hat.

Die saure Sorte findet man am häufigsten, der Saft ist ungeachtet seiner Säure lieblich und im Sommer sehr erquickend. Man saugt ihn mit Vergnügen aus der Frucht. Er reinigt den Mund, und erregt Eschlust. An einigen Orten ist man die Kerne mit, und hält sie für sehr gesund. Im nördlichen Persien, wo es der Granatbäume so viele gibt, genießt man die Frucht auf verschiedene Art, theils roh, theils getrocknet; man macht auch Confituren davon und würzt die Speisen damit. Daß die Granatbäume in den Morgenländern schon in den frühesten Zeiten sehr geschätzt wurden, sieht man aus der Bibel (5 Mos. 8, 8.) Uebrigens ist auch selbst der Saft der sauren Granatäpfel von verschiedener Art. Bei manchen Sorten hat er einen lieblichen Weingeschmack.

Süße Früchte findet man häufig schon im südlichen Europa von guter Beschaffenheit. Um Verona soll es treffliche und sehr süße Granaten geben. Auch im südlichen Frankreich trifft man sehr wohlschmeckende an. Noch besser sind diejenigen, welche auf der entgegengesetzten Seite des mittelländischen Meeres wachsen. Die Granatäpfel in der Barbarei und im Maroccanischen sollen alle übrigen an Wohlgeschmack übertreffen. Weiter herab nach Süden scheinen sie nicht mehr gedeihen zu wollen. In der Gegend von Guinea sollen sie gar nicht reif werden, sondern vor der Zeit auf den Bäumen faulen und abfallen.

Die Größe dieser köstlichen Früchte scheint eben so, wie ihr Geschmack, verschieden zu sein. Selbst in Persien, z. B. in der Provinz Gilan, gibt es sehr kleine, die noch nicht so groß sind, wie ein mittelmäßiger Apfel; dagegen findet man aber auch sehr große Sorten in Persien, wovon manche einem Straußenei gleichen sollen. In Aegypten gibt es, nach den Berichten einiger Reisenden, Granatäpfel, die 6 Pfund wiegen, und Kerne von der Größe der Kirschchen haben. Um Aleppo soll eine Art ohne Kerne wachsen.

Zu uns kommen zwar auch Granatäpfel aus Italien und Frankreich; doch, wie man denken kann, in einem Zustande, der von dem, worin sie sich frisch beim Abnehmen befinden, sehr verschieden ist. Man findet sie in Apotheken, wo sie als ein gutes Arzneimittel in verschiedenen Krankheiten gebraucht werden. Der saure Saft hat kühlende, zusammenziehende, und der Fäulniß widerstehende Kräfte. Noch mehr äußert sich diese Kraft in der äußern Schale der Frucht. In hitzigen und Faulfiebern zeigt sie sich sehr wirksam. Auch die Blüthen werden in der Medizin gebraucht und daher in Menge getrocknet aus dem südlichen Europa zu uns gebracht. Sie besitzen dieselbe

Kraft, aber nur in geringerem Grade. Das nämliche gilt von dem Samen. Die Rinde kann zum Gerben des Leders gebraucht werden; auch soll sie in einigen Fällen die Stelle der China vertreten.

Die Granatbäume, welche in unsern Lustgärten gezogen werden, tragen selten Früchte. Man pflanzt sie also bloß um der schönen Blüthe willen, und schätzt daher mehr die Abart Fig. 2 mit gefüllten Blumen, welche in der That ein prachtvolles Ansehen haben.

Es gibt scharlachrothe, weiße und gelbblühende Granatbäume.

Die Pflege ist mit keiner sonderlichen Mühe verbunden. Man behandelt den Baum ungefähr eben so, wie den Orangebaum. Die Vermehrung ist leicht. Größere Bäume schlagen eine Menge Nebenschößlinge aus der Wurzel, die man absenken, oder, wenn sie gleich Wurzel haben, fortpflanzen kann. Auch aus Stecklingen und aus Samen kann man schöne Granatbäume ziehen. Man nimmt den letztern aus reifen Früchten, die durch den Handel aus Italien und Frankreich u. kommen. Die jungen Stämmchen setzt man im Frühjahr in gutes Land, und verpflanzt sie dann im Herbst in große Gefäße. Durch diese Behandlung erhält man bessere Stämme und das Wachstum geht schneller vor sich. Zum Abschneiden der geizen und überflüssigen Triebe ist der Herbst die bequemste Zeit. Thut man es im Frühjahr, so wird die Blüthe zurückgehalten. Im Sommer fordern sie häufiges Begießen; sonst fallen die Blüthen ab, ehe sie sich öffnen. Der Granatbaum wird sehr alt. In der Orangerie zu Versailles befanden sich Exemplare von 2 bis 300 Jahren und in dem Garten zu Luxemburg steht ein solcher Baum, den man den Granatbaum Heinrich IV. nennt, ohne Zweifel, weil er schon zur Zeit dieses Königs in einem seiner Gärten stand.

Der Granatapfel spielt auch in der Mythologie eine gewisse Rolle. In einem Tempel der Insel Euboa stand einst eine berühmte Bildsäule der Juno von Gold und Eisenbein, welche einen Granatapfel in der einen und ein Scepter in der andern Hand hielt. Auf den alten Münzen hat Proserpina, die Göttin der Unterwelt, einen Granatapfel als Attribut, weil nach der Mythologie Ceres, ihre Mutter, die ihre vom Pluto geraubte Tochter suchte, von Jupiter das Versprechen erhielt, daß dieselbe aus der Unterwelt zurückkehren dürfe, wenn sie während ihrem Aufenthalte daselbst nichts gegessen habe. — Aber es fand sich, daß sie drei Körner eines Granatapfels gegessen hatte. — Die Geraubte mußte darum Königin der Schatten bleiben.

Die Hexe von Trouville.

(Beschluß von Seite 44.)

Als der Gendarm weg war, flossen nur Thränen in der Hütte. Rosa weinte, ihr Vater laute seinen Tabak auf eine so mitleid erweckende Weise, daß es einen Stein zu Thränen gerührt hätte, und Paul, mit geballten Händen und gesenktem Haupte, dachte über die Weissagung der alten Hexe nach.

Mitten in dieser Schmerz und in dieser Niedergeschlagenheit entschlüpfen Rosen die folgende Worte: O du verdammte Hexe, du hattest mir diesen Morgen schon prophezeit was uns heute wiederfahren würde! Diese Worte weckten Paul aus seinem trüben Sinnen.

Du warst bei der Hexe diesen Morgen? rief er.

Leider, ja! antwortete Rose.

Und hat sie dir prophezeit, daß ich diesen Abend einen Befehl erhalten würde?

Ja.

Und was mehr?

Mehr . . . sie sagte mir, daß sie wohl etwas sehe; aber daß sie es mir nicht sagen wolle! . . . Es war gewiß etwas Glückliches. Deine Rückkehr und unsere Heirath; denn wenn es etwas Trauriges gewesen wäre, dann würde der alte Unglücksvogel es schon gesungen haben.

Vielleicht . . . fügte Paul traurig hinzu.

Rose erwiderte nichts und alles wurde wieder stille. Der Wind piff in dem Schornsteine; das Meer tobte gegen das Gestade und schlug seine hohen Wellen über die sandigen Ufer, die sich zwischen Trouville und Dives ausdehnen. Der Abend schlich dahin und die beiden Liebenden, nachdem sie sich eine ewige Liebe geschworen hatten, trennten sich, nicht ohne viele Thränen zu vergießen. Am folgenden Morgen, lange vor Tagesanbruch, schlug Paul, den Bündel auf dem Rücken, den Sandweg nach Caen ein, der nur zur Zeit der Ebbe gangbar ist. Acht Tage nachher hatte er sich schon eingeschiffet.

2.

Drei Jahre waren seitdem verflossen, und Rose saß zwischen ihrem Vater, der seinen Tabak laute und einem tölpelhaften, ungeschliffenen jungen Manne, Peter Burdel. Warum saß denn Rose neben Peter Burdel und warum hatte sie ihm ihre Hand gelassen? Rose, die eine ewige Liebe geschworen hatte, war also leichtsinnig und hatte ihre Schwüre vergessen! Nein, aber Paul Grey hatte während den drei Jahren seiner Abwesenheit nicht ein einziges Mal geschrieben; Niemand wußte, was aus ihm geworden war und Rose war schon zwanzig Jahre alt!

Aber Paul war vielleicht gefangen in England; vielleicht hatte er seit seiner Abreise das Meer nicht verlassen? Vielleicht . . . kurz, tausend Vermuthungen hätten Rose abhalten können, dem Peter Burdel die Hand zu lassen, die Paul Grey tausend Mal in der seinigen gedrückt hatte. Wie dem auch seyn möge, Rose war zwanzig Jahre alt und alle ihre Gespielinnen waren schon verheirathet. Da Peter sie also liebte und da sie ihn früher bloß deshalb zurückgewiesen hatte, weil sie Paul ihm vorzog, und da nun dieser nicht mehr da war und kein Lebenszeichen von sich gab, so kehrte sie zu Peter zurück und dieser auch zu ihr. Der Tag vor Weihnachten wurde zur Hochzeit der kleinen Rose mit Peter Burdel festgesetzt. Der Tag kam endlich und durch ein sonderbares Zusammenreffen bezeichnete er den Tag, an dem vor drei Jahren Paul Grey von Rosen geschieden war und an dem er von ihr den Schwur einer ewigen Liebe erhalten. Die Hochzeit wurde des Morgens gefeiert und des Abends versammelte der alte Lukas die Familie seines Schwiegersohnes und die Seinige in seiner Hütte, um diesen Tag fröhlich zu begehen.

Der Wind piff in den Schornstein, das Meer tobte gegen das Gestade und schlug seine hohen Wellen über die sandigen Ufer, die sich zwischen Trouville und Dives ausdehnen. Es war schon spät, und die Gäste saßen noch zu Tische, als mitten in der lautesten Freude ein Kanonenschuß, vom Meere herkommend, die Hütte in ihren Grundvesten erbeben machte. Alles sprang auf, eilte hinaus, erkletterte das Felsengestade, um sich zu überzeugen, ob es ein Schiff in Noth sei, welches Hilfe verlangte, oder ein befreundetes Zeichen, welches die Küstenbewohner von irgend einem Landungsversuche der Engländer benachrichtigt.

Der Kanonenschuß schien die gewünschte Wirkung hervorgebracht zu haben, denn das Gestade wimmelte von den Einwohnern des Dorfes. Das Wetter war schrecklich, der Himmel düster, das Meer grau und es war dem Auge unmöglich, einen Gegenstand zu erkennen; aber ein zweiter Schuß folgte bald dem ersten und bei dem Schein des Zündpulvers erkannten die alten Fischer ein Kriegsschiff, welches mit gerefften Segeln manövrirte, um die Küste zu vermeiden, gegen die es der Wind mit Heftigkeit trieb. Mehrere Schüsse folgten dem zweiten von zwei zu zwei Minuten.

Peter Campion, sagte einer der Zuschauer zu seinem Nachbar, es ist klar, man verlangt Hilfe; sollen wir hier stehen bleiben, wie die Maulaffen? Und da Peter Campion nicht antwortete, fuhr der Frager fort: Höre doch, alter Seebär, muß ich dir mit einem Sprachrohr zurufen?

Gehe du zuerst, Jean Loquet, du Seehund! erwiderte endlich Peter Campion, und hole mir die Farbe seiner Flagge: ist sie blau, weiß und roth, dann möge mich der Donner zerschlagen, wenn ich nicht gleich gehe.

Wenn ich zuerst gehe, dann möge mich der T. . . . holen!

Warum hat denn, rief eine tiefe Bassstimme, der dumme Esel, der an Bord kommandirt, das Weiße nicht gesucht?

Du hast Recht, Cauvin, rief ein anderer, aber bei dieser Finsterniß kann sich der Beste irren. Und du weißt ja auch, daß diesen Morgen einige englische Fregatten im Gesicht waren.

Der Sturm wüthete immer heftiger und die Noth des Schiffes schien den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Endlich hörten die Schüsse auf und eine plötzliche Helle erhob sich auf dem Schiffe; es war das letzte Nothzeichen; der Kapitän hatte befohlen, alles Stroh, was sich auf dem Schiffe befand, aufs Deck zu bringen und anzuzünden. Bei dem Scheine dieses Feuers konnte die am Gestade versammelte Menge das Schiff erkennen; es war eine französische Korvette, dessen dreifarbigige Flagge bleich über den Flammen flatterte. Der arme Dreimaster schoß noch einige Augenblicke pfeilschnell durch die schäumenden Wogen; endlich wurde ein lautes Herzerstarrendes Getöse gehört: unter dem Jammerruf der Mannschaft zerschellte die Korvette an den Klippen.

Nur wenige von den Matrosen wurden gerettet und unter denen, die man leblos aus den Fluthen zog, befand sich ein einundzwanzigjähriger junger Mann. Bei seinem Anblicke stieß Rose, die mit ihrem Gatten am Ufer geliebt war, einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig nieder: sie hatte Paul Grey erkannt. . . .

Es war Mitternacht; Peter Burdel führte Rosen nach Hause und bald hörte man nichts mehr in der Hütte, als den Wind, der in dem Schornsteine pff, das Meer, welches gegen das Gestade tobte und hohe Wellen über die sandigen Ufer schlug, die sich zwischen Trouville und Dives ausdehnen!
A. v. Clermont.

Leuchttürme von Metall.

Ein Herr Samuel Brown hat vorgeschlagen, Bronze aus gegossenem Eisen statt des Steins zum Bau der Leuchttürme zu verwenden. Er hat gefunden, daß sie weit wohlfeiler als steinerne, daß sie gegen Zertrümmerung und Untergrabung durch das Anschlagen der Wellen weit

sicherer, und das Licht gegen den Schaum, der es manchmal auslöscht, geschützter wäre; daß ihr Bau ferner nur den zwanzigsten Theil Zeit erfordere und an Stellen ausgeführt werden könnte, wo ein steinerner Bau ganz unmöglich wäre. Man hat verlangt, einen Leuchtturm auf dem Wolfsfelsen nahe am Landeend zu errichten, wo er den heftigsten Stürmen des atlantischen Meeres ausgefegt wäre, und Herr Stevenson, der in diesem Theile der Ingenieurkunst einen hohen Rang einnimmt, hat einen Plan dazu entworfen; nach diesem Plane würde der Leuchtturm 15 Jahre Zeit erfordern und 150,000 Pfd. kosten. Herr Brown erbietet sich einen von Bronze 90 Fuß hoch, was dem beabsichtigten Zweck eben so gut entsprechen würde, als ein steinerner von 134 Fuß, für 15,000 Pfd. herzustellen, und zwar im Zeitraume von vier Monaten.

Konsumtion der Stadt Paris im Jahre 1834.

Getrunken wurden 877,769 Hektoliter Wein, folglich 67,254 mehr als im Jahre 1833; 35,716 H. Branntwein, 1999 mehr als im Jahre vorher; 120,552 H. Bier, oder 18,544 mehr als 1833.

Geessen wurden, 569, 556 Kilogramme Trauben, oder 714,356 Pfund mehr als im Jahre zuvor; 72,474 Ochsen, 2500 mehr als 1833; die Zahl der verzehrten Kühe hatte um 1506 abgenommen, sie betrug 14,175; Kälber 70,739, oder 4790 mehr; Schaafe 364,409, oder 32,788 mehr; Schweine 85,336, oder 4602 mehr als 1833. Die Zahl der Pasteten, Schüsseln mit Einmachfleisch, Hummer und Krebse hat von einem Jahre auf's andere bedeutend zugenommen; im Jahre 1833 verzehrte man von diesen Artikeln 181,118 Kilogramme und im Jahre 1834 1,122,466 Kilogramme.

An Seefischen wurden verzehrt für 4,229,388 Franken, oder für 323,174 Fr. mehr als im Jahre vorher; an Austern für 1,118,971 Fr., und im Jahre 1833 nur für 987,171 Fr. An Geflügel und Wildpret ward für eine Million Franken verzehrt, und für 500,000 Fr. Butter mehr als im Jahre 1833.

Verschiedenes.

Nach einem englischen Blatte soll die Haut der Kartoffeln, wenn man sie dörrt und in feinen Staub verwandelt, eine so entschiedene Aehnlichkeit mit dem Taback haben, daß selbst die erfahrensten Raucher — soll doch wohl heißen Schnupfer — sich oft täuschen lassen. Zu bemerken ist indeß, daß beide Pflanzen derselben Familie angehören.

manch-
ner zur
im and-
um un-
um auf
so et
auspige
Nelle der
hat in
nicht
50,000
einen
eigigen
e von
e im

534.

holländ
Beaus-
1852 h.

zahlen,
72,474
eigen
,175 ;
oder
he old
mmach-
e auf's
gehrte
nd im

Jean-
erder ;
1833
word
100 ff-

erstein,
eine h
in erich
- für
Haupten